



Ein blinder Mann, ein armer Mann!

---

Da unsere Missionsstation dem hl. Erzengel Michael geweiht ist, und ihr „St. Raphael“ als Filiale beigegeben wurde, lag es nahe, einer dritten Station den Namen „St. Gabriel“ zu geben. Es besteht begründete Aussicht, einen passenden Platz hierfür (einige wenige Acres), im nahen Springvale zu erwerben. Mögen die drei hl. Erzengel mächtig für uns und unsere Mission eintreten!

Zu den genannten Missionsfeldern kommt als weitere Außenstation „Immaculata“. Sie liegt hart an einer Lokation (einer von der Regierung ausschließlich für die Schwarzen reservierten Gegend) fast genau in der Mitte zwischen St. Michael und Detting, ganz nahe an der Hauptstraße und der von Esperanza nach Nyopo führenden Eisenbahn. Unser Plan geht dahin,

### Ein blinder Mann, ein armer Mann!

Vom Hochw. P. Maurus Kalus, R. M. M.

Am Weihnachtsabend 1910 lernte ich auf unserer Missionsstation „St. Augustin“ einen blinden Kaffern kennen, dessen Lebensschicksale so überaus ernst und herzergreifend sind, daß ich nicht umhin kann, sie unseren geehrten Lesern mitzuteilen. Vielleicht ist es manchem, der auch sein Kreuzlein zu tragen hat, ein Trost, wenn er sieht, daß er mit seinem Leid nicht allein dasteht, und daß es immer aus höchst weisen Absichten geschieht, wenn uns Gott mit einer schweren Prüfung heimhucht.

Das Leben unseres armen Blinden kann füglich mit einem Trauerspiel verglichen werden. Zuerst sehen wir einen jungen, heidnischen Kaffernburischen voll



Br. Gintan mit einem von Wohltätern geschenkten Gramophon.

auf dieser Stelle vorerst eine Tageschule zu errichten und auch Katechese zu halten. Auf dem kleinen Stückchen Land, das dazu gehört, kann ein Lehrer oder Katechet sich leicht erhalten. Möge die „Unbesleckte“ helfen, daß alles zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der irdischen Seelen sich gestalte! P. Erasmus.

Revelaer. — Im Juli und August 1909 wurden dahier 400 Obstbäume gepflanzt. Da das Obst überhaupt, und die Apfelbäume insbesondere, hier gut gedeihen und reichlich tragen, so ist es wirklich der Mühe wert, sich der Obstpflege etwas mehr zu widmen. Kinder wie Erwachsene greifen mit beiden Händen nach frischem Obst, und was übrig bleibt, findet auf dem Markte guten Abatz. Dazu ist unsere Station nur ein halbes Stündchen von der Bahn entfernt, die von P. Mariburg nach der Kapkolonie führt.

P. Gereon.

Lebenslust und Lebensfreude. Er ist keiner von der jaulen Haut, es treibt ihn vielmehr hinaus in die Fremde, wo er rüstig nacheinander in verschiedenen Städten der Weißen arbeitet. Anstatt nach dem Beispiele loser Kameraden das Ervorbene rasch durchzubringen, hebt er jeden Schilling sorgfältig auf, und sieht sich daher nach einer Reihe von Jahren im glücklichen Besitz einer stattlichen Herde von Ziegen und Rindern. Höhere, übernatürliche Ziele kennt der junge Mann noch nicht. Er will sich eine Braut erwerben und einen eigenen Hausstand gründen, das ist alles.

Man gestatte mir hier die Bemerkung, daß das vielgeschmähte „Lobola-Gesetz“, wonach der Schwarze um eine gewisse Zahl Ochsen sich seine Braut erkaufen muß, neben vielen Nachteilen doch auch den nicht zu unterschätzenden Vorteil hat, daß es manchen jungen Kaffernburischen, der sonst im Nichtstun oder in der Schlemmerei verkommen würde, zur Arbeit und Sparsamkeit antreibt.

Doch zurück zu unserm jungen, schwarzen Freunde! Betrachten wir ihn nun im zweiten Akt. — Wohlgenut, nichts Schlimmes ahnend, die Brust voll froher Hoffnungen, lenkt er eines Abends seine Schritte dem heimatischen Kraale zu. Bisher ist sein Leben in schönster Harmonie verlaufen; warum sollte es nicht immer so weitergehen? Doch sieh, da erklingt plötzlich ein greller Mißton! Es ist, wie wenn auf einem musikalischen Instrument eine Saite springt. —

„Wäre nicht der Reid der Götter,  
Menschen könnten glücklich werden;  
Wäre nicht der Haß der Menschen,  
O, wie schön wär' es auf Erden!“

singt der Dichter. Nun, Gott sei Dank, als Christen wissen wir, daß es nicht der Reid der Götter ist, der sich des Hasses der Menschen bedient, um uns eine Trübsal zu schicken, sondern vielmehr die unendliche, unergreifliche Güte Gottes, die uns vom Irdischen losreißen und einem höheren, übernatürlichen Ziel entgegenführen will.

Schon ganz nahe seinem Reiseziel wird der junge Wanderer plötzlich von rohen Menschen überfallen, niedergeworfen und in ein abgelegenes Gebüsch geschleppt. Dort wird er ausgeraubt, jämmerlich mißhandelt und zuletzt auf beiden Augen geblendet. Vom namenlosen Schmerz betäubt, bleibt er, wie tot, regungslos liegen. Die Unmenschen, welche kalten Herzens die graufige Tat vollbracht, entfernen sich eine Weile. Sie wollen ihre Messer zureichten, dem Nermsten den Leib aufschlitzen und zu abergläubischen Zwecken und heidnischen Medikamenten Herz und Leber herausnehmen.

Doch seine letzte Stunde war noch nicht gekommen. Nach einiger Zeit kommt er wieder zu sich und schleppt sich, dem matervollen Tode zu entrinnen, mühsam auf Händen und Füßen weiter. Gott, der die Wunden schlägt und wieder heilt, lenkte die Bewegungen des Unglücklichen in die Nähe der dortigen anglikanischen Missionsstation. Alles entsetzt sich bei seinem Anblick! Man spendet ihm die erste, dringendste Hilfe und schickt ihn dann nach Mariburg ins Sanatorium, das den erprobten Händen katholischer Schwestern anvertraut ist.

So ist der junge Mann auf der dritten Station seines Lebens angelangt. Lange schwebt er zwischen Leben und Tod; endlich ist die Gefahr vorbei, aber bis zu seiner völligen Genesung vergehen volle drei Jahre, und das verlorene Augenlicht konnte ihm natürlich keine ärztliche Kunst wiedergeben. In der Zwischenzeit wurde er vom Hochw. P. Mayr im christlichen Glauben unterrichtet und getauft. So wurde ihm durch Gottes weise Fügung statt des verlorenen Gesichtssinnes das wahre Licht unseres hl. Glaubens zu teil.

Fragen wir hier, wer waren denn diese Teufel in Menschengestalt, welche den armen, unschuldigen Menschen so übel zurichteten, und was war denn der Grund ihrer schaudervollen Tat? Die eigentlichen Urheber waren — Gott sei's geklagt! — seine eigenen Leiblichen Brüder, und der Grund war schändliche Habsucht. Um sich ungestört seinen Besitzum aneignen zu können, hatten sie mit einigen ruchlosen Gesellen verabredet, wie sie den Bruder bei seiner Rückkehr überfallen und heimlich aus dem Wege schaffen könnten. Neue darüber kannten sie nicht, hatten sie doch die Unverfrorenheit, den armen, geblendeten Bruder im Sanatorium zu besuchen und ihm nahe zu legen, er möge ihnen seinen Besitz vermachen, da er doch blind und halbtot sei und also damit nichts anzufangen vermöge. —

So tief kann der Mensch sinken, wenn ihn die Leidenschaft vertritt und blendet.

Griff die weltliche Behörde nicht ein? — Doch, allein die rohen Gesellen gingen straflos aus. Sie leugneten alle. Nur einer der Täter wurde verhaftet; man hatte ihn an einer Witzwunde am Finger erkannt, die ihm der Ueberfallene beigebracht hatte. Allein auch er log sich hinaus und mußte schließlich freigegeben werden. Nun dem Gerichte Gottes werden sie nicht entgehen.

Rehren wir zu unserm Blinden zurück. Er steht nun in seiner Tragödie beim vierten Akt. Seine leibliche Gesundheit ist so ziemlich hergestellt, die geistige hat er neu gewonnen. So verläßt er denn das Sanatorium, das ihm zur zweiten Heimat geworden, und kehrt in sein Haus zurück. Seine Braut war ihm nicht nur treu geblieben, sondern hatte in der Zwischenzeit ebenfalls den christlichen Glauben angenommen. Er führt sie als Gattin heim, und wird der Vater mehrerer Kinder. Drei derselben haben schon das Zeitliche gesegnet, das dritte und jüngste lebt. Gesehen hat er sie allerdings noch nicht, das wird erst drüben, im besseren Leben, stattfinden.

Sieben Jahre sind nun verflossen, seit er das Sanatorium Mariburg verließ. Seine Heimat ist in Grentow; weil sich daselbst keine katholische Mission befindet, geht er zum Empfang der hl. Sakramente zeitweilig nach „St. Augustin“, was für ihn und seinen Führer volle drei Tage in Anspruch nimmt. Aus dem einst so frohen, lebenslustigen Jüngling ist ein ruhiger, gefestigter Mann geworden. Er nimmt es ernst mit seiner religiösen Pflicht, trägt still und gelassen sein schweres Geschick und schreitet mit seinem Kreuz mutig den Kalvarienberg hinan.

Heil ihm, wenn er mit Gottes Gnade glücklich bei der letzten Station angekommen! Auf seinen Charfreitag wird ein herrlicher Ostertag folgen, und auf die irdische Nacht wird die Sonne der Gerechtigkeit ihm tagen für die ganze Ewigkeit!

### Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Siegler, R. M. M.

Emaus, 11. Februar 1910. — Angela, ein etwa sechzehnjähriges Kaffermädchen wird krank. Da lange Zeit kein Zeichen der Besserung eintritt, äußert sie den Wunsch, zu den Ama-Romas, zur katholischen Missionsstation, gebracht zu werden. Der Vater ist sofort damit einverstanden; er weiß, dort ist sein Mädchen gut aufgehoben, bekommt ihre Pflege und alles, was sie braucht, während sie ihm zu Hause als kranke, arbeitsunfähige Person nur zur Last ist.

Dem probaten Grundsatz folgend „frisch gewagt, ist halb gewonnen“, spannt er acht Ochsen an den in der Hütte bereitstehenden Schlitten, hebt seine Angela in den darüber angebrachten korbähnlichen Aufsatz hinein und fährt, ohne sich irgendwie zuvor angemeldet zu haben, wohlgenut der Missionsstation Emaus zu. Beim Kaffer heißt es einfach: „Da bin ich, da habt ihr mich!“

Wie der Blitz verbreitet sich auf der Station die Kunde: „Ein krankes Kaffermädchen ist mit Ochsen auf einem Schlitten hierher gebracht worden und will bei uns bleiben! Können und sollen wir sie behalten? Wo ist ein passender Ort, um sie eventuell unterzubringen?“ — Man ruft auch die Schwester Oberin herbei. Die ist sofort durch den Umstand gewonnen, daß das kranke Mädchen „Angela“ heißt, wie sie selbst, und macht den